

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **31=51 (1885)**

Heft 32

PDF erstellt am: **11.09.2024**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*  
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, [www.library.ethz.ch](http://www.library.ethz.ch)

<http://www.e-periodica.ch>

1 Oberstlieutenant auf 704 Mann, 1 Major auf 402 Mann,

c) bei der Artillerie 1 Oberst auf 1,468 Mann, 1 Oberstlieutenant auf 924 Mann, 1 Major auf 337 Mann,

d) bei dem Genie 1 Oberst auf 971 Mann, 1 Oberstlieutenant auf 529 Mann, 1 Major auf 416 Mann,

e) bei der Sanität (Medizinalpersonal) 1 Oberst auf 1185 Mann, 1 Oberstlieutenant auf 128 Mann, 1 Major auf 98 Mann,

f) bei der Verwaltung 1 Oberst auf 285 Mann, 1 Oberstlieutenant auf 55 Mann, 1 Major auf 35 Mann.

Es kommt überhaupt ein höherer Offizier:

bei der Infanterie, wenn man bloß die eidg. Offiziere in Betracht zieht, auf 1030 Mann, wenn man auch die Majore der Kantone dazu rechnet, einer auf 450 Mann,

bei der Kavallerie auf 225 Mann,

bei der Artillerie auf 211 Mann,

beim Genie auf 187 Mann,

bei der Sanität auf 56 Mann,

bei der Verwaltung auf 20 Mann.

Die Klage der Offiziere der Spezialwaffen und besonderen Korps, daß sie in Beziehung auf Beförderung zurückgesetzt seien, ist daher, was die höheren Grade anbelangt, durchaus nicht begründet. Wenn die Offiziere einer Waffe Ursache zur Beschwerde hätten, wären es sicher nur die der Infanterie. △

**Die Hessen in den Feldzügen in der Champagne, am Maine und Rheine während der Jahre 1792, 1793 und 1794.** Ein Beitrag zu deutscher, sowie insbesondere zu hessischer Kriegsgeschichte. Mit Anlagen und vier Plänen. Bearbeitet durch Maximilian Freiherrn von Dittfurth, weiland kurfürstlich hessischer Generalstabsoffizier. Aus des Verfassers Nachlasse herausgegeben. Marburg, 1881. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlg. gr. 8°. 446 S. Preis Fr. 8. 70. (Fortsetzung.)

Wir müssen die weiteren Auseinandersetzungen und die nächsten Folgen des unentschiedenen Gefechtes bei Valmy übergehen.

Der Berichtsteller fährt etwas später fort:

„Es beginnt nun ein neuer Abschnitt in dem Trauerspiele des Feldzuges in der Champagne, wo Niederbeschlagenheit, Kälte, regnichte Witterung, im Bunde mit Verpflegungsmangel, Anwachsen und Aufschwung gegnerischer Truppen, als feindliche Gewalten sich geltend machen.

Schon bald nach Betreten des französischen Bodens war es bei den Hessen — um sich vom Banne und Vorurtheilen der Magazinverpflegung unabhängiger zu machen — zwar den einzelnen Truppenkörpern gestattet, auf den Feldern außer grünem Futter auch Kartoffeln und in den Dörfern Heu, Haber, Stroh und Schlachtvieh durch besondere Abtheilungen gegen Anerkenntniß eintreiben zu lassen.

Just wie die Franzosen es auch machten, und wie die Hessen es nicht anders von Amerika her gewohnt waren.

Dessen ungeachtet begann im Lager bei Clermont schon jetzt empfindlicher Mangel an Lebensmitteln immer mehr überhand zu nehmen. Der Anbau der Kartoffeln war nämlich zu jener Zeit in diesen Gegenden noch nicht gar ausgebreitet, Vorräthe solcher daher selten, und was noch auf dem Felde sich fand, war häufig durch unausgesetzte Nässe angefault. Fleisch war auch nicht mehr aufzutreiben, und das aus der gemeinsamen großen Bäckerei zu Verdun gelieferte Brod so abscheulich zubereitet und meistens noch auf dem Versandte so von Nässe durchweicht, daß es nur in dünnen, am Feuer gerösteten Schnitten genießbar ward. Solche Schnitten und am Feuer getrocknete Weintrauben bildeten daher auch bei den Hessen mehr und mehr den Unterhalt der gemeinen Mannschaft, indessen die Preußen, denen jegliche Selbsthilfe verboten war, von Anfang an geduldet hatten und vollends jetzt in erhöhtem Maße Noth litten.

Auf die Gesundheit mußte dies desto nachtheiliger einwirken, als es auch an gutem Trinkwasser gebrach, da unaufhörlicher Regen alle Quellen und selbst gefakte Brunnen mit Schlamm des kreidichten Bodens getrübt hatte. Ganz besonders schädlich aber war, daß die Mannschaft aus Mangel an Lagerstroh die Nächte über auf bloßem Grunde liegen mußte; das als Ersatz versuchte grüne Laub trocknete in feuchter Luft nicht, sondern begann wie Mist zu faulen.

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß auch bei den allerdings von Hause aus besser genährten und bekleideten Hessen allmählig doch die unter den preussischen Truppen herrschende Ruhr einzureißen begann.

Es ward zwar versucht, der Mannschaft dadurch einige Erleichterung zu verschaffen, daß die Anfangs in reichlicher Anzahl und Stärke ausgesetzten Wachten möglichst verringert, und namentlich die Dorf- und Lagerwachten um die Hälfte herabgesetzt wurden; indessen vereitelte der Abgang an Kranken, sowie der am 23. September erfolgte Abmarsch des nach Verdun zum Verstärken dortiger Besatzung berufenen Grenadierbataillons v. Eschwege diese Absicht wiederum zu einem Theile.

Nicht minder schlimme Folgen äußerte die regnerische Witterung auf die im Freien kampfirenden Pferde, indem dadurch eine Fäule der Hufe eintrat, wodurch eine große Menge dienstunfähig wurde und viele sogar verendeten. Der berittene Stand der Regimenter Karabiniere und Leibdragoner ward deshalb am 26. September nach Raricourt und Brabant verlegt; sämtliche Pferde der Geschützwaffe und des Troffes aber — deren Bestand ohnehin zu Hälfte schon, an Stelle gefallener, durch ausgehobene Bauernpferde ergänzt war — wurden in Stallungen und Schuppen zu Recicourt untergebracht.

Doch gleich den Truppen litt auch das Land und dessen Bewohner. Schon anfänglich waren die

Umgebungen Clermont's, namentlich durch daselbst angelegte Verhaue, wozu man fast alle Obstbäume naher Gärten verwandt hatte, sehr verwüftet; die Unterhaltung der zahlreichen Feuer ward in ungeheurer Menge durch Pfähle der Weinstöcke bewirkt, sowie dann auch zu diesem Zwecke unter anderem einzelne kleine Gebäude, z. B. Landhäuser u. s. w. niedergerissen wurden.

Das Futterholen auf den Feldern erfolgte auch mit immer geringerer Rücksicht und Schonung und erklärlicher Weise beschränkten sich, bei allgemeiner Hungersnoth, die Schatzungen in den Dörfern allmählig auch nicht mehr auf vorgeschriebene Dinge: der Soldat nahm schließlich was er kriegen konnte. So äußerte das müßige Raubern in jeder Hinsicht die übelsten Folgen auf Heer und Bevölkerung. Anstatt etwaiger Gefinnungstheilnahme, die sich vielleicht an den Erfolg eines sieghaft vorschreitenden Heeres geheftet hätte, erzeugte man durch unrühmliches Verweilen an einem Fleck jetzt auch noch wirklichen Haß. In den letzten Tagen des Septembers verließen die Einwohner der nächsten Ortschaften um Clermont unter herzzerreißendem Jammer und drohenden Verwünschungen die Trümmer ihrer Habe.

Diese Verheerung des Landes fand im Bereiche preussischer Hauptmacht in größerem Maße noch und zumal wüster statt. Da nämlich die widersinnige Einrichtung galt, daß die leichten preussischen Truppen keine Mundverpflegung, sondern dafür nur die Vergütung des sogenannten Brotgroschens empfangen, um sich ihren Unterhalt bei Markedentern oder weiß Gott wo selbst zu kaufen, so entsprang daraus weit mehr Ungebühr und doch ohne entsprechenden Nutzen, denn aus den geordneten Requisitionen der Hessen, die hinwider den Preußen verboten waren.

Solches hatte eben zu erklärlicher, unausbleiblicher Folge, daß überall in Ortschaften eingebrochen und öfters das Zehnfache des Nöthigen zerstört oder verschleudert ward. So z. B. versichern Augenzeugen, daß in Dörfern längs des Weges, den die preussische Vorhut genommen, überall faulende Reste des Schlachtviehes angetroffen wären, das hier Einzelne geraubt und getödtet und davon zuweilen nicht mehr denn vielleicht eine Keule entnommen hätten, während die Mannschaft der preussischen Linien-Regimenter bittersten Mangel litt und laut über jene verwilderten Gesellen leichter Schaaren murrte.

Trotz aller Hungerleiberei der großen Masse mag daher durch solches Schwelgen Einzelner dennoch eine bedeutende Menge tauglicher Unterhaltsmittel unnütze aufgewandt und verkommen sein, die bei gehöriger Vertheilung wahrscheinlich eine gute Verpflegung begründet hätten. Man darf daher wohl nicht, wie so häufig geschieht, der Magazinsverpflegung an und für sich alle und jede Schuld am üblen Ausgange dieses Feldzuges ohne Weiteres zuschieben, sondern man wird sich damit zu begnügen haben, die von den preussischen Verpflegungsbeamten getroffenen erbärmlichen Anstalten dieser Art zu tadeln. Friedrich der Große hat doch eben mit

der Weise reiner Magazinsverpflegung, Märsche und Operationen auszuführen verstanden, die für alle Zeiten schwer zu erreichende Muster bleiben dürften.

Ebenso darf man bei den steten Klagen über allzu geringe Streitkräfte nicht außer Acht lassen, daß die Unfähigkeit der Verpflegungsbeamten, mit gesteigerter Schwierigkeit: für noch größere Massen Unterhalt herbei zu schaffen, sich eben wohl noch viel greller gezeigt haben sollte, und solcher Weise eine vermehrte Anzahl Streiter doch wieder aufgewogen wäre. . . .

In einem am 27. gehaltenen Kriegsrathe ward beschlossen, den Rückzug nach Grand Brè anzutreten und womöglich zwischen Longwy und Verdun Winterquartiere zu beziehen.

In der That war dieser Entschluß, nachdem der günstigste Augenblick und nun auch jede fernere Absicht zum Schlagen aufgegeben, desto mehr Gebot der Nothwendigkeit, als es ganz in Dumouriez's Macht lag, durch eine auf die Höhe von Senuc vorgeschobene Schaar den Engpaß von Grand Brè zu sperren. Dann hätte er die Verpflegungslinie abschneiden gekonnt, oder die jedes Mal aus nahezu 300 Wagen gebildete Zufuhrenstaffel durch Streifparteien angreifen und zersprengen lassen.

Das zu Verdun gebäckene Brot ward nämlich vom Magazins-Fuhrwesen nach Grand Brè geschafft und dort von den Brotwagen der Regimenter, denen immer ein Reiterregiment zur Bedeckung beigegeben ward, abgeholt. Indessen langte diese Verpflegung nicht mehr aus, seit die preussischen leichten Truppen in dortiger oder Gegend sich ihren wilden Unterhalt nicht länger in bisheriger Weise zu verschaffen vermochten, und da auch die üblen Wege dem Fortkommen und regelmäßigen Eintreffen der Zufuhrenstaffeln stets größere Hindernisse entgegensezten, so daß immer einige Truppenabtheilungen ohne alle Verpflegung blieben und förmliche Fasttage halten mußten. Unterschleife der Verpflegungsbeamten mochten wohl auch wieder dabei im Spiele sein."

Am 30. September trat das preussische Hauptheer, ohne irgendwie beunruhigt zu werden, seinen Rückzug an. Ueber den Verlauf desselben müssen wir auf die Schrift selbst verweisen.

Bald darauf unternahm General Cüstine seinen kühnen Streifzug in den Rücken des alliirten Heeres; am 21. Oktober bemächtigte er sich der Festung Mainz. Durch ein rasches Vordringen gegen Koblenz konnte er das noch bei Luxemburg weilende preussische Heer in eine böse Lage bringen. Der Verfasser sagt:

„Dieser Entschluß, rasch erfaßt und ebenso durchgeführt, hätte das preussische Heer genöthigt, sich von Luxemburg aus einen Ausweg nach Wesel zu suchen. Wäre dasselbe dann etwa hierbei, was gar nicht außerm Bereich der Wahrscheinlichkeit lag, von den Franzosen ereilt und muthig angegriffen, so hätte sich vielleicht schon damals eine dem Zusammenbruche von Jena ähnliche Begebenheit ereignet. Denn das preussische Heer war durch den eigenen

Oberbefehl zu Grunde gerichtet und befand sich zu eben jener Zeit in solchem Zustand der Schwäche und Auflösung, und die Mehrtheit höherer Führer war so aller Thatkraft beraubt, daß es in seiner Gesamtheit kaum noch als schlagfähig zu betrachten war.

Mehr denn die Hälfte ursprünglicher Stärke füllte die Lazarethe oder hatte durch Krankheit und Jammer jeglicher Art schon ein beklagenswerthes Ende gefunden. Selbst der Rest der unter den Fahnen gebliebenen Mannschaft war durch Mangel und die Leiden der Ruhr, von der fast Niemand ganz verschont blieb, so abgezehrt und entkräftet, daß die Leute kaum des eigenen Körpers Last fort zu schleppen vermochten. Kein seltenes Vorkommniß war es, plötzlich einzelne Soldaten in Reihe und Glied todt zusammensinken zu sehen. Zum Theile lag die Schuld in der gesammten preußischen Heeresverfassung, an der Knauerei und an barbarischer Behandlung der unfreien oder gepreßten Mannschaft. Schon durch vorausgegangene erbärmliche Kost und Bekleidung während langer Friedensjahre erwies sich der Körper des preußischen Soldaten minder widerstandsfähig denn die besser genährten Oesterreicher und Hessen. Und das schroffe Verhältniß zwischen dem adeligen Offiziere und dem verachteten Leibeigenen in der Soldatenjacke ließ den sittlichen Einfluß zurücktreten, sobald in bösen Tagen der Glanz kriegerischen Ruhmes verblüht.

Jetzt hatten, selbst beim Anblick des unsäglichen menschlichen Leides, manche höhere preußische Führer und begeisterte Helden des Gamaschenknoxfes im Frieden nur schmähenbe Worte für die langsam hinsiechenden Gestalten, die freilich nicht länger nun als steife Puppen für Paradespielerei taugten; kein Wort des Erbarmens mit dem Unglücke.

„Kommt mich man nur nach Wesel,“ rief einer der edlen Herren, „kommt nur nach Wesel; exercieren und putzen sollet ihr, daß euch der Hunger vergehet!“\*)

Allenthalben waren die verlassenenen Lagerplätze und die Wege des Marsches durch Haufen gefallener Pferde, zurückgebliebenes Gepäck und selbst durch zahlreiche menschliche Leichname bezeichnet. Die ekelhaftesten Spuren herrschender Ruhr verbreiteten solch verpestenden Geruch, daß selbst die viehische Rohheit der Sansculotten sich mit Abscheu von diesen Stätten des Entsetzens wandte, und die feindlichen Heerführer, aus Furcht, jene Krankheit auch über ihre Truppen verbreitet zu sehen, das

\*) Besonders abschreckenden Anblick soll es gewährt haben, daß vielen Soldaten außer struppichten Bärten auch noch das gelösete Zopfsaar verworren um's Haupt und in's bleiche traurige Antlitz hing, indessen die aus geleimter Pappe anstatt aus Filz gefertigten Hüte wahrhaft abenteuerliche Formen angenommen hatten oder schließlich überhaupt fehlten.

Als Augenzeuge versicherte der spätere hursächsische General-Lieutenant von Losberg, selbst auf dem Rückzuge aus Rußland in 1812 keine solchen Schauergestalten gesehen zu haben, als manche preußische Truppentheile in 1792 darboten.

v. Losberg: Erinnerungen im 66. Bande der Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges.

Betreten solch' preußischer Lagerstellungen strengstens verboten.

Kleidung und alle Ausrüstungsgegenstände waren in kläglichem Zustande; das Schuhwerk in buchstäblichem Sinne an den Füßen verfault; die Patronentaschen unförmliche leberne Beutel geworden, worin der Schießbedarf durch eingebrungene Feuchtigkeit sich in Teig verwandelt hatte; die Flinten über und über verrostet und dadurch der Gang des Schlosses nahezu gehemmt. Ungemein war der Verlust an Pferden, und von den übrig gebliebenen litt der größere Theil wegen Fäulniß der Hufe an Lähmungen; ganze Regimenter waren unberitten.

Wie schreckhaft unter solchen Umständen die am 24. zu Luxemburg eingetroffene Nachricht des Verlustes der Festung Mainz erscheinen, und welche trübe Befürchtungen sie erregen mußten, bedarf keiner weiteren Darlegung, zumal sich damit gleichzeitig das Gerücht verbreitete, Custine sei bereits gegen Koblenz im Anzuge. . . .

Obwohl nur der hessische Heertheil, wie aus unserer Darstellung hervorgeht, auf dem Rückmarsch nicht minderes Ungemach zu erdulden gehabt hatte denn die Preußen, waren die zwei Tage besserer Verpflegung und Ruhe vom 22. zum 23. hinreichend gewesen, die schlimmsten Spuren schon zu verwischen. Bei neuem Ausbruche fehlten durchschnittlich nur 20 Mann von der Sollstärke der Kompagnien und zwar meistens Fußkranke; wenn auch der Ausfall in Reihe und Glied vorderhand noch mehr betrug.

Mag dieser Umstand darin seine Erklärung finden, daß eine nicht geringe Anzahl hessischer Krieger, die schon in Amerika gestritten, durch den Sonnenbrand der Savannen, durch die winterlichen Stürme am Hudson, Delaware und in Kanada unempfindlicher wider Unbilden hier herrschender Witterung geworden; mochte bessere Ernährung und Bekleidung mit im Spiele sein; oder lag die Ursache noch tiefer, darf der Hesse auch dieser Vorstellung Gehör geben: es sei in dem vaterländischen, nur aus Landeskindern gebildeten Heere höherer Grad leiblicher und sittlicher Kraft zu finden gewesen? Denn auch die jungen Bursche hatten es den alten Gefellen gleich gethan. Allerdings wurden bei der kurzen, mit bedeutenden Unterbrechungen immer nur einige Monate währenden Dienstzeit der Hessen, die Leute niemals so der Heimath und Arbeit entfremdet und waren durchweg abgehärteter.“

(Schluß folgt.)

### Gedgenossenschaft.

— (Ernennung.) Zum Sekretär des Oberinstruktors der Artillerie wurde gewählt Artilleriehauptmann Martin Schulte in Zürich.

— (Stelle-Ausschreibung.) Infolge Todesfall ist die Stelle eines Drucksriftenverwalters des Oberkriegskommissariates mit einer Jahresbesoldung bis auf 3200 Fr. neu zu besetzen. — Dem betreffenden Funktionär werden neben der Besorgung der Drucksriftenverwaltung auch statistische und Revisionsarbeiten zugewiesen werden und es wird die Anstellung vorderhand nur einen provisorischen Charakter haben. — Bewerber auf diese